

Der heilige Albertus Magnus

Kirchenlehrer, Bischof von Regensburg (1260–1262)

von

Georg Schwaiger

Was ist Größe in der Geschichte? Wir könnten hier die erstaunlich lange und bunte Reihe der Gestalten durchgehen, denen von Zeitgenossen, von der Nachwelt, aus politischen, nationalen, religiösen Interessen der Beiname „der Große“ gegeben oder zu geben versucht worden ist, angefangen etwa von Alexander dem Großen bis zu den „großen Vorsitzenden“ und ideologischen Machtpolitikern härtester Prägung in unserer Zeit. In dieser langen und bunten Reihe ist nur einem Gelehrten der ehrende Beiname des „Großen“ verliehen und im Urteil der Nachwelt bewahrt worden: Albertus Magnus. Die ungewöhnliche Gelehrsamkeit des Doctor universalis ist der Ausgangspunkt gewesen, und dennoch – gestehen wir es nur ruhig zu – war dieser Mann des 13. Jahrhunderts auf viele Jahrhunderte fast vergessen, bis man in den letzten hundertfünfzig Jahren seine universale und spezielle Größe neu zu entdecken und neu zu würdigen begann.

Über dieses Leben, das um 1200, vielleicht 1193, in einer Familie des niederen Dienstadels zu Lauingen an der schwäbischen Donau begann und 1280 in einer stillen Zelle des Kölner Dominikanerklosters erlosch, wissen wir bei genauer Betrachtung nur wenig an sicheren Daten. Dennoch kann der lange Lebensweg in den Hauptzügen zuverlässig gezeichnet werden. Wir kennen sein Jahrhundert, und wir kennen schließlich das gewaltige literarische Werk dieses erstaunlichen Mannes, das in seiner Fülle heute im wesentlichen historisch-kritisch gesichert ist.

Dem Menschen fehlt ein absoluter Sinn für Zeitabläufe, schon gar über weite Abstände hinweg. Wenn nicht lange und eingehende Beschäftigung eine Epoche genauer zu gliedern vermag, verkürzt sich die entlegene Zeit wie ein Bild in der Perspektive. Ein Hilfsmittel ist das Rückwärtsrechnen aus der Gegenwart. Ein Mensch des Jahrgangs 1893 hat seine Jugend noch in der friedlichen Sekurität des ausgehenden 19. Jahrhunderts verbracht, bis der Erste Weltkrieg und seine unabsehbaren Folgen einen grundstürzenden Wandel brachten, im Gefolge immer neuer Revolutionen, neuer Kriege und Zerstörungen, politischer, gesellschaftlicher, religiöser Krisen in allen Bereichen menschlichen Lebens, von Europa ausgehend über die ganze Erde hin. Daneben steht der geduldige Aufbau nach allen Krisen und Zerstörungen in bewundernswerter Leistung. Schließlich bricht in diesem 20. Jahrhundert ein neues wissenschaftliches Weltbild durch, verbunden mit der immer weiter vordringenden Technisierung: eine am Ende des 19. Jahrhunderts noch kaum geahnte Zukunft positiver, dem Menschen hilfreicher Möglichkeiten auf wissenschaftlichem Hintergrund, aber auch unheimlicher Alpträume furchtbarster Qual und äußerster Vernichtung. Kirche und Christentum stehen mitten unter den Menschen dieses Jahrhunderts und werden tief von allen Umbrüchen gezeichnet.

Geschichte wiederholt sich nicht. Aber hat nicht Albert von Lauingen, Albertus Magnus, die gut achtzig Jahre seines Lebens ähnlich erfahren wie ein heutiger Mensch, der am Ende des 19. Jahrhunderts geboren wurde? Das 13. Jahrhundert, Alberts Lebenszeit, ist wohl das erregteste und bewegteste in den rund tausend Jahren, die wir herkömmlich Mittelalter nennen. Es ist eine Epoche letzter Aufgipfelung überkommener Überlieferung – nennen wir nur Kaisertum und Papsttum –, aber auch neuer Durchbrüche und tiefgreifender, in die Zukunft weisender Wandlungen in allen Lebensbereichen des abendländischen Menschen.

Am Beginn des Jahrhunderts steht unübersehbar der Niedergang der staufischen Kaisermacht und, an ihrer Stelle, die geistliche Weltherrschaft Papst Innocenz' III. (1198–1216). In ihr erreicht das mittelalterliche Papsttum den Gipfelpunkt seiner kirchlichen und politischen Macht. Das politische Glück der Stunde, nach dem frühen Tod des Stauferkaisers Heinrich VI., kommt gelegen. Papst Innocenz weiß es zu nützen. Dabei geht es ihm und seinen unmittelbaren Nachfolgern keineswegs um die Macht an sich. Ziel ist die Einigung der ständig durch Krieg zerrissenen Christenheit, die tiefere Verchristlichung, die gemeinsame Abwehr des Islams und der Heiden, auch mit den Mitteln der Macht. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts flammt der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, verkörpert in Papst und Kaiser, noch einmal mit aller Leidenschaft auf, zuletzt schonungsloser und härter geführt als je zuvor. Nur vordergründig bleibt das Papsttum Sieger. Dem Sturz des altdeutschen Kaisertums, dem Untergang der Staufer, folgt der Niedergang der abendländischen Geltung des Papsttums auf dem Fuß. In dem jahrhundertelangen, immer wieder aufbrechenden Kampf zwischen Kaiser und Papst, den „beiden Häuptern der Christenheit“, gibt es letztlich keinen Sieger. Beide Institutionen haben im 13. Jahrhundert unwiederbringlich an äußerer Macht und innerer Autorität eingebüßt. Dem Untergang des staufischen Hauses folgt „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“. Die Könige und Kaiser des Spätmittelalters, beginnend mit der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273, können sich mit Macht und Ansehen der Karolinger, mit dem sächsischen, salischen und staufischen Haus nicht messen. Und der Versuch Papst Bonifaz' VIII. (1294 bis 1303), den universalen Machtanspruch des Papsttums wieder zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, scheitert an der neuen politischen Vormacht Frankreich, endet im katastrophalen Zusammenbruch von Anagni 1303.

Schon in der Organisation und Verwaltung des sizilischen Königreichs Friedrichs II., bald auch in Frankreich, England und Aragón, werden die Umriss des modernen Staates und des modernen Staatsdenkens erkennbar. Damit geht einher eine fortschreitende Emanzipation von dem bisher beherrschenden Einfluß der Kirchenleute, was nicht schon als Kirchenfeindlichkeit auszulegen ist. Schon im späten 12. Jahrhundert bricht eine neue Freude an dieser Welt in allen Kreisen der Gesellschaft durch, am deutlichsten in Italien, Frankreich und Deutschland. Die Scheidewand zwischen der Kultur der Laienwelt und des Klerus beginnt zu fallen. Neben dem Latein erwächst eine lebendige Dichtung in der Volkssprache, mit spürbarer Freude an der eigenen Nation. Es ist die Zeit der provenzalischen Troubadoure und des anhebenden Minnesangs in Deutschland. Die Namen Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, der unbekannte Dichter des Nibelungenliedes künden mit einem vollen Akkord die erste klassische Zeit deutscher Dichtkunst an. Diese Freude und der Anteil an der nationalen Dichtung dringen in den Klerus ein und ergreifen in steigendem Maß die Laienwelt. Wie innig dichterische Aussagekraft in der Volkssprache und Einbeziehung der ganzen von Gott geschaffenen Natur im frommen Lobpreis zusammenklingen können, bezeugt für Italien zum Beispiel Franz von

Assisi in seinem wunderbaren Sonnengesang. Die kirchlichen Ideen, nicht zuletzt der Kreuzzugsgedanke, formen die wilde kriegerische Art des niederen Adels um in das Ideal des christlichen Ritters. Die höfische Kultur der Stauferzeit wird die neue Mitte der Bildung, und in kurzem tritt das Bürgertum in den aufblühenden Städten dem ritterlichen, höfischen Bildungsstreben an die Seite. In Deutschland entwickeln sich jetzt die wenigen alten Städte zu blühenden Gemeinwesen, und zahlreiche Neugründungen schießen auf mit regem Handel und Gewerbe. Die meisten dieser Städte erringen noch in der späten Stauferzeit den nötigen Raum patrizisch-bürgerlicher Freiheit, gegen die alten bevormundenden Mächte, Bischöfe und weltliche Fürsten. Die damit überall verbundenen Kämpfe, auch in der Reichs- und Bischofsstadt Regensburg, dürfen nicht als Kirchenfeindlichkeit der Laien gewertet werden. Dies geht schon daraus hervor, daß das städtische Bürgertum die neuen Armutsorden der Minoriten und Predigerbrüder überall mit offenen Armen als seine Seelsorger aufnimmt, daß man ihnen mit großer Opferbereitschaft Klöster und riesige Kirchen baut: Seelsorgekirchen sind es. Und auch die gewaltigen Dombauten der aufbrechenden Gotik sind in Köln und Straßburg, in Regensburg und Wien letztlich Zeugnisse eines gemeinsamen frommen Sinnes.

Im ganzen Abendland zeichnet sich um 1200 ein erstaunlicher wirtschaftlicher und geistig-kultureller Aufschwung ab, der durch die zahlreichen Kriege nur örtlich gestört und verzögert werden kann. Die großen Handelswege laufen jetzt von den reichen Städten Italiens über die Alpen ins mittlere und nördliche Europa.

Die Begegnung zwischen der christlich-abendländischen und der arabisch-muslimischen Welt vollzog sich keineswegs nur im kriegerischen Aufeinanderprallen. Die Begegnung und Überlagerung beider Kulturen wurde am deutlichsten in den spanischen Reichen und in Unteritalien. Die Kreuzzüge und die neuen Handelswege öffneten nun dem ganzen Abendland die Schätze des Morgenlandes: verfeinerte Kultur, Poesie, Philosophie, Heilkunst, Staatskunst, technische und künstlerische Fertigkeiten hohen Ranges, wobei neben arabischen auch jüdische Gelehrte eine hervorragende Rolle im geistigen Austausch spielten. In vielfacher Hinsicht konnten hier die Abendländer von der Weisheit des Morgenlandes empfangen. Das geistige Erbe der Antike wurde nun in einem neuen mächtigen Anstoß, bereichert durch die jahrhundertlange Geistesarbeit des Orients, für die Welt des Westens und Nordens fruchtbar. Zum beträchtlichen Teil empfing die abendländisch-christliche Welt im 13. Jahrhundert aus den Händen der geschmähten „Ungläubigen“ zurück, was vor siebenhundert Jahren ihr Eigentum gewesen war.

So konnte sich noch im bewegten 13. Jahrhundert die klassische Periode mittelalterlicher Geisteskultur vollenden. Vor allem drei Momente trugen zu ihrem Aufbau bei: 1. die Erschließung und Hereinnahme des ganzen Aristoteles in die christliche Philosophie und Theologie, 2. der Ausbau der Universitäten seit 1200, 3. der entscheidende Beitrag der jungen Bettelorden, vor allem der Minoriten und Dominikaner, die in diesem Jahrhundert eine Elite abendländischen Geistes in sich vereinigten. Nennen wir nur ein paar Namen: Bonaventura, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Roger Bacon und Duns Scotus. Die großen Universitäten wurden jetzt die Brennpunkte des geistigen Lebens. Paris und sein Stil blieben auf Jahrhunderte ein Maßstab. Neben Paris genossen in der Frühzeit Oxford und Bologna größtes Ansehen. Paris behielt den Primat in der scholastisch betriebenen Theologie wie Bologna in beiden Rechten. Salerno steht daneben als die hohe Schule antiker Heilkunst auf der Grundlage arabisch-jüdischer Vermittlung. Über allen oft mit heißer Leidenschaft ausgetragenen schulischen Streitigkeiten wußte man sich im letzten verbunden durch die eine Kirche,

durch die eine (lateinische) Sprache der Wissenschaft, durch denselben Kosmos der Wissenschaften und dieselbe Methode, dieses Wissen zu erschließen und darzustellen. Mit der neuen „dialektischen“ Methode, mit der neuen Art kritischer Frage und differenzierter Antwort, wie sie, von Paris ausgehend, besonders an den Universitäten getrieben wurde, begann eine entscheidende Epoche, das Abenteuer des unaufhaltsam forschenden abendländischen Geistes.

Seit der Überwindung des Arianismus der germanischen Völkerschaften, an der Wende von der Spätantike zum frühen Mittelalter, hatte die lateinische Kirche des Abendlandes keine nennenswerte häretische Bewegung oder gar häretische Kirchenbildung mehr gekannt. Zwar kam es gelegentlich vor, daß einzelne Männer sich auf Abwege verirrt. Doch machten Synodalurteile, Klosterhaft oder auch härtere Strafen solchen Ansätzen stets ein rasches Ende. So blieb es fünfhundert Jahre lang. Erst im 12. Jahrhundert sah sich die Kirche des Westens auf einmal zwei großen, rasch wachsenden Geheimkirchen gegenüber, die besonders in Oberitalien und Südfrankreich die Stellung der Kirche eine Zeitlang erheblich gefährdeten. Das waren die Katharer und die Waldenser. Es ist nicht so, daß diese Bewegungen aus den untersten Schichten des gesellschaftlichen Gefüges aufgebrochen wären. Der Adel, das reiche Bürgertum, Weltkleriker und Mönche überwiegen zumindest in den schwer faßbaren Anfängen – ein deutliches Zeichen, daß diese mächtige und prächtige, hierarchisch eindrucksvoll aufgebaute Kirche offensichtlich den religiösen Bedürfnissen vieler Menschen nicht mehr gerecht wurde. Aber auch soziale Unzufriedenheit, Aufbegehren gegen die reichen weltlichen und kirchlichen Herren und nicht selten schwärmerische, apokalyptische religiöse Vorstellungen sind in diesen Bewegungen seltsam vermischt. Gemeinsam ist ihnen die Sehnsucht nach einem Christentum evangelischer, apostolischer Einfachheit, ferner das starke Hervortreten der Laien.

Tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden Kirche klingt in dieser erregten Zeit aber auch aus dem Mund so vieler Kleriker hohen und niederen Ranges, mit Prophezeiungen eines kommenden Strafgerichts vermischt und apokalyptischen Erwartungen eines bevorstehenden Zeitalters des Heiligen Geistes, wo Gott selbst dem unchristlichen Treiben ein Ende setzen, den Antichrist niederwerfen und seine Herrschaft endgültig aufrichten werde. Besonders in Einsiedlerkreisen Italiens liefen solche Worte und Erwartungen um. Ihr bedeutendster Vertreter ist der Cisterzienserabt Joachim von Fiore († 1202), dessen politischer Messianismus in der Geschichtsdeutung bis in die Gegenwart nachwirkt.

Es brauchte einige Zeit, bis sich die kirchliche Hierarchie des Ausmaßes und der Gefährlichkeit der Katharer- und Waldenserbewegung bewußt wurde. Erst im Zeitalter Innocenz' III. setzten die Maßnahmen großen Stils und bald auch großer Härte ein. Die Lage erschien bereits höchst bedrohlich. Die kirchlichen Gegenmaßnahmen waren dreifacher Art: Einmal neue Orden, die durch strenge Nachahmung des armen Lebens Jesu und der Apostel den „Ketzer“ (der Name kommt von den „Katharern“) den Wind aus den Segeln nehmen sollten. So entstanden, zunächst „von unten“, aber dann kirchlich anerkannt und vom Papst bestätigt, einige kleinere Orden in Italien, dann aber die beiden großen Bettelorden der Minderbrüder des heiligen Franz und der Predigerbrüder des heiligen Dominikus. Ursprüngliches Ziel der Dominikaner war ja die friedliche Bekehrung der Irrenden durch christliche Unterweisung. Die zweite kirchliche Abwehrmaßnahme der aufgebrochenen Ketzerei war ein bewaffnetes Einschreiten. Im Bund mit dem König von Frankreich führten die Päpste 1209–1229 in Südfrankreich die Albigenserkriege. Innocenz III. rief zum Kreuzzug gegen die Staat und Kirche gefährdenden Häretiker auf. Der Glaubenskrieg entglitt aber rasch dem

mäßigen Einfluß des Papstes. Aus den Albigenserkriegen erwuchs das dritte Mittel, die Irrlehren auszuschalten: die volle Ausbildung der Inquisition und schließlich die Übertragung der Inquisition an den Dominikanerorden (1232). Das bedeutete die Einrichtung eines ständigen kirchlichen Gerichtshofes zur Aufspürung und Verurteilung der Ketzer.

Im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gewannen die jungen Orden der Minderbrüder des heiligen Franz und der Predigerbrüder des heiligen Dominikus feste Gestalt. In persönlicher Armut, apostolischem Leben, in freier Beweglichkeit, in der Konzentration ihrer Tätigkeit in den Städten und in der Predigt begegneten sich die beiden großen „Bettelorden“. Die Hauptaufgabe der Minoriten bestand in Liebesarbeit und Mission an den unteren Schichten der Gesellschaft. Seelsorge und Predigt, zunächst vor allem zur Bekehrung der Irrenden, waren die wichtigsten Aufgaben der Predigerbrüder. Das theologische Studium als wichtigste Vorbereitung wurde deshalb bei den Dominikanermönchen in weitestem Umfang aufgenommen, zur Pflicht gemacht und im Ordensstudium organisiert. Der Andrang zu diesen Orden war gewaltig. Es fehlte aber auch bei den Dominikanern der Frühzeit nicht an Stimmen, die vom Studium nicht viel hielten und in ihm eher Gefahren für den rechten, apostolischen Mönch sahen. Albert bekam dies ein Leben lang deutlich zu spüren, und er hielt mit scharfen, auch derben Äußerungen über diese intellektfeindlichen Brüder nicht zurück.

Über seine Herkunft, Jugend und früheste Ausbildung ist fast nichts bekannt, und das Wenige muß mit aller Vorsicht gesagt werden. Alberts Vater hieß wahrscheinlich Marquard von Lauingen. Albert von Lauingen nennt er sich selber in jüngeren Jahren, Alberts Bruder wird Heinrich von Lauingen genannt. Die Eltern und ihre Söhne tragen also einen Geschlechts- und Herkunftsnamen, wie er im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert Angehörige der Herrschaft auszeichnet. Offensichtlich gehörte Alberts Vater dem staufischen Ministerialstand an, offensichtlich übte er in Lauingen an der Donau im Namen des staufischen Königs Herrschaftsrechte aus. Das Testament Alberts am Ende seines Lebens machte es wahrscheinlich, daß das Kind im Kreis mehrerer Geschwister heranwuchs. Einige Erinnerungen aus späterer Zeit legen nahe, daß Albert zumindest die frühe Jugend in Lauingen verbrachte, so Beobachtungen des Kindes über Fische in der Donau oder über die Befreiung eines Schwans aus den Fängen eines Raubvogels. Im Jahr 1222 begegnet Albert in Oberitalien, in Venedig und Padua. Wahrscheinlich folgte er dem alten Reiseweg von Süddeutschland nach Italien, der gewöhnlich über Venedig führte. Er wohnte bei einem Onkel in Padua. Hier studierte er um 1223, wahrscheinlich die artes liberales, vielleicht auch Anfänge der Medizin; hier erwarb er sich wohl erste Kenntnisse ethischer und naturwissenschaftlicher Schriften des Aristoteles, und hier wurde Albert gewiß mit der hochgemuten jungen Gemeinschaft des heiligen Dominikus bekannt, die Papst Honorius III. am 22. Dezember 1216 bestätigt hatte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit empfing Albert zu Padua im Frühsommer 1223 das Ordensgewand der Predigerbrüder aus der Hand des Ordensmeisters Jordan von Sachsen, der Dominikus in der Leitung der jungen Gemeinschaft nachgefolgt war. Bald wurde Köln, wo bereits um 1220 ein Dominikanerkonvent entstanden war, dem jungen Mönch zur geistigen Heimat, schließlich für ein ganzes Leben, so daß ihn spätere Zeiten Albert von Köln nennen. Nach dem Studium der Theologie und dem Empfang der Priesterweihe wirkte Albert in mehreren Städten als Lehrer an Dominikaner-Ordenschulen, so in Hildesheim, Freiburg im Breisgau, Regensburg und Straßburg. In der frühen Tradition seines Ordens verband er gewiß theologische Reflexion und Praxis, als Lehre, Predigt und Seelsorge. Nebenbei ent-

standen erste Schriften: das berühmte „Marienlob“, ein Werk über die Natur des Guten, wohl auch eine Auslegung des Englischen Grußes. Bei aller Vorsicht von den Quellen her wird man bereits für diese Zeit der Einübung einen bemerkenswerten Eindruck seiner Persönlichkeit feststellen dürfen: Nach dem Tod des Ordensmeisters Jordan von Sachsen wird Albert von den deutschen Dominikanern auf dem Ordenskapitel zu Bologna 1238 als dessen Nachfolger vorgeschlagen. Dieser Vorschlag kann noch nicht dem überragenden Gelehrten gelten, auch nicht dem klugen, vermittelnden Friedensrichter und Politiker. Aber gewiß stand vor den Augen der Mitbrüder die Lauterkeit des Mönchs. Wohl hatten sie ein Gespür für geistige Kapazität und für eine Autorität, die nicht aus Machtstreben wächst, sondern aus der überzeugenden Redlichkeit eines starken Charakters.

Am Beginn der vierziger Jahre schickte der Ordensmeister Johann von Wildeshausen Albert als ersten deutschen Lehrer nach Paris, die angesehenste unter den Hohen Schulen der Zeit. Er sollte den Doktorgrad der Theologie erwerben, um dann als förmlich ausgewiesener Lehrer wirken zu können. Die Pariser Jahre (ca. 1243/44 bis 1248) brachten die entscheidende Wende in Alberts wissenschaftlicher Entwicklung, den Durchbruch zum universalen Gelehrten. Er begann, sich eingehend mit der jüdisch-arabischen und aristotelischen Philosophie auseinanderzusetzen. Die ungeheure geistige Anstrengung dieser Philosophie ging ihm auf, und seine eigene wissenschaftliche Anstrengung ließ ihn kritisch prüfen, anerkennen und unterscheiden. In dieser scharfsinnigen Arbeit, deren Mühseligkeit wir uns schwerlich vorstellen können, begann Alberts überragende wissenschaftliche Leistung auf philosophischem und theologischem Gebiet: die Grundlegung des christlichen Aristotelismus. Daneben steht die andere, nicht minder gewaltige wissenschaftliche Leistung Alberts: die Beobachtung, Erforschung und Beschreibung der Natur, die ihn zum bedeutendsten Naturwissenschaftler des mittelalterlichen Abendlandes werden ließ, vor allem auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik. Die Größe beider Leistungen kann heute weit besser gewürdigt werden als vor hundert oder fünfzig Jahren, weil unsere Kenntnis seither durch sorgfältige Erschließung der Quellen umfassender und auch weit differenzierter geworden ist.

Das Abenteuer des forschenden Geistes war nie ungefährlich. Entdeckung oder Gebrauch des hilfreichen Feuers bringen noch heute dem die Welt entdeckenden Kind die gleichen Brandblasen wie dem Sinanthropus vor drei- oder vierhunderttausend Jahren, und dem sagenhaften Mönch Berthold Schwarz ist gewiß so mancher Hafen in die Luft geflogen, bis er das Pulver erfunden hatte. Gefährlicher für die Forscher sind feindliche geistige Haltungen ihrer Umwelt. Denn der wirkliche Forscher weiß nie, was herauskommt. Nur in einem war sich der kühne Mönch des hohen Mittelalters mit allen gläubigen Forschern vor und nach ihm gewiß einig: Spannungen zwischen Glauben und Wissen mag es wohl geben, nicht aber echte sich gegenseitig ausschließende Widersprüche, wenn nicht der Hüter des Glaubens oder der Anwalt des Wissens seine Grenze überschreitet. Für den gläubigen Menschen ist die Welt des forschenden Geistes nicht weniger als die Welt des Glaubens in der Einheit Gottes geborgen. Die hier sich immer wieder ergebende Problematik des gläubigen Wissenschaftlers, gerade auch des Theologen, hat Ignaz Döllinger in seiner berühmten Rede über „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ in der Münchener Abtei St. Bonifaz 1863 klassisch ausgedrückt: „Es ist das schöne Vorrecht der echten Theologie, daß sie alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, oder gleich der Biene auch aus Giftpflanzen reinen, erquickenden Honig zu ziehen vermag. Jeder Irrtum, jede falsche Lehre nimmt für sie den Charakter einer Einwendung an, welche sie zu

beantworten, einer Dissonanz, welche sie in Harmonie aufzulösen hat. Erst dann, wenn die Theologie die Lösung nicht gibt oder unrichtig gibt, wird der Irrtum theologisch gefährlich ... Also tiefer graben, emsiger, rastloser prüfen, und nicht etwa furchtsam zurückweichen, wo die Forschung zu unwillkommenen, mit vorgefaßten Urteilen und Lieblingsmeinungen nicht vereinbaren Ergebnissen führen möchte, das ist die Signatur des echten Theologen. Er wird nicht gleich scheu und ängstlich den Fuß zurückziehen, als ob er auf eine Natter getreten wäre, und die Flucht ergreifen, wenn ihm einmal ein bisher für unantastbar gehaltener Satz in dem dialektischen Prozeß seiner Untersuchung sich zu verflüchtigen scheint oder eine vermeinte Wahrheit in Irrtum sich zu verkehren droht. Jenen Wilden wird er doch nicht gleichen wollen, welche die Eklipse nicht sehen können, ohne in Angst zu geraten für das Schicksal der Sonne.“ Der Professor der Kirchengeschichte und infulierte Stiftspropst von St. Kajetan fährt nun fort, und diese Worte sind ebenso wichtig: „Da wir gläubige Theologen sind, so wissen wir, daß auch die schärfste Prüfung nur immer wieder zur Bestätigung der richtig verstandenen kirchlichen Lehre ausschlagen werde. Wir wissen auch, daß unsere Geistesarbeit für jene Kirche und in jener Kirche vollbracht wird, welcher der göttliche Geist sich niemals entzieht. Aus ihr, vermöge der Gliedschaft an ihrem Leibe, empfangen wir die höhere Erleuchtung, jenes Licht der Gnade, ohne welches in göttlichen Dingen das Geistesauge verschlossen bleibt, welches dem Theologen erst die Weihe seines Berufes erteilt.“

Was Döllinger in den sich zuspitzenden Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts aussprach, gilt genauso für das 13. Jahrhundert, als die Kirche sich dem Aristotelismus stellen mußte, zunächst in der gefährlich scheinenden arabisch-jüdischen Gestalt. Magister Albert verhehlte seine Absicht nicht, die Höhe griechischen Geistes, griechischer Wissenschaft, griechischen Denkens, verkörpert im neuentdeckten Aristoteles, der lateinischen Welt verständlich zu machen. Er widmete sich seit Beginn der vierziger Jahre mit höchstem Eifer dieser Aufgabe. Darin fand er begeisterte Zustimmung und scharfe Kritik, auch harte Gegnerschaft in seinem Orden selbst. In diesen Jahren durfte man den Aristoteles als heidnischen, den Glauben gefährdenden Philosophen noch nicht offiziell in den Pariser Schulen vortragen. Hier warf Albert mit genialer Kraft fünf Kommentare zu den naturphilosophischen Werken des Aristoteles, von der „Physik“ bis einschließlich „Über die Seele“, in die wissenschaftliche Diskussion. Diese Pariser Vorlesungen Mitte der vierziger Jahre, vielleicht erst ihre Veröffentlichung, erregten gewaltiges Aufsehen. Zum großen Ärger des gelehrten, Albert wenig freundlich gesinnten Roger Bacon wurde Albert bald gleichberechtigt mit den herkömmlichen „Autoritäten“ genannt. Die Jahre in Paris waren ausgefüllt mit reichem literarischem Schaffen. In dieser Zeit entstanden die meisten seiner Kommentare zu den philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Die bewußte, kritische Hereinnahme des Aristoteles erforderte hohen Mut, der dem schwäbischen Gelehrten ein Leben lang nicht mangelte. Albert forderte ausdrücklich Freiheit der Forschung gegenüber kirchlicher Überängstlichkeit, Anwendung der wissenschaftlichen Methode, das heißt Forschung gemäß der Eigengesetzlichkeit jeder wissenschaftlichen Disziplin: „In Sachen des Glaubens und der Sitten muß man Augustinus mehr glauben als den Philosophen, wenn beide uneins sind; aber wenn wir von Medizin reden, halte ich mich diesbezüglich an Galenus und Hippokrates, und wenn es um die Natur der Dinge geht, wende ich mich an Aristoteles oder an einen anderen, der auf diesem Gebiet bewandert ist.“ Mit umfassender Kenntnis verband er sorgfältig eigene Beobachtung und klares kritisches Urteil. Dadurch ist er weit über einen bloßen Enzyklopädisten hinausgehoben. Als Erforscher und Beherrscher

der Natur, auch ihrer geheimen Kräfte, genoß er höchstes Ansehen. Gerade sein Wissen um die Natur ließ ihn in der späteren Sage zum geheimnisvollen Magier werden. Sein Hauptverdienst ist aber ohne Zweifel, daß er dem gereinigten, christlichen Aristotelismus zum entscheidenden Durchbruch und zum Sieg verhalf. So legte er an vornehmer Stelle den Grundstock zum Weltbild der Hochscholastik, in dem Glauben und Wissen zu einer höheren Einheit sich verbanden. Alberts genialster Schüler, Thomas von Aquin, hat dieses Werk am überzeugendsten zustande gebracht.

Die Chronisten haben die Erinnerung an das vertrauensvolle Einvernehmen festgehalten, das sich von Anfang an zwischen Albert und Thomas einstellte, zuerst in Paris, dann in Köln. Im Jahr 1248 wurde Albert, Doktor der Theologie, an das neubegründete Generalstudium seines Ordens nach Köln gerufen, im gleichen Jahr, da man den Grundstein zum heutigen Kölner Dom legte. Hier lehrte er bis 1254. In diesem Jahr mußte Albert das Amt des Provinzials der deutschen Provinz des Predigerordens übernehmen (bis 1257). Die Provinz umfaßte damals etwa vierzig Klöster und erstreckte sich von Brügge bis Riga, von Stralsund bis Chur. Nach der strengen Ordensvorschrift legte Albert die ungeheueren Entfernungen seiner Reiseziele zu Fuß zurück. Die großen Wanderungen durch halb Europa, besonders durch Deutschland, mögen in ihm die Gabe aufmerksamen Beobachtens der Natur mächtig gefördert haben; sie sind auch ein Zeichen starker körperlicher Rüstigkeit. Papst Alexander IV. rief ihn nach Anagni an die Kurie, wo er mit anderen Theologen die Bettelorden gegen die harten Angriffe des Wilhelm von Saint-Amour verteidigte. In den folgenden Jahren wirkte Albert wieder als „Lesemeister“, das heißt als Leiter der Ordensschule in Köln, wo er auch die Bürgerschaft mit dem hochfahrenden Erzbischof Konrad von Hochstaden aussöhnte. Da ernannte Papst Alexander IV. den gelehrten Mönch am 5. Januar 1260 zum Bischof von Regensburg.

In älteren und neueren Lebensbeschreibungen Alberts heißt es, er habe das Bischofsamt, verbunden mit der Würde eines Reichsfürsten, nur gezwungen, gleichsam im heiligen Gehorsam angenommen. Dem ist wohl nicht so. Päpstliche Bischofsernennungen waren damals noch recht selten. Den Anlaß bildeten die Wirren im Bistum Regensburg. 1258 hatte das dortige Domkapitel den regierenden Bischof Albert I. Grafen von Pietengau (1247–1259) beim Papst schwerer persönlicher Verfehlungen angeklagt. Es scheint, daß es zu keinem kanonischen Prozeß kam. Der Bischof verzichtete freiwillig und zog sich in ein Kloster zurück. Daraufhin wählte das Domkapitel seinen Propst Heinrich von Lerchenfeld zum Bischof, doch dieser lehnte ab. Offensichtlich wandte sich das Kapitel in der schlimmen Lage nun an den Papst, und so wurde Albert, der am Heiligen Stuhl und in Regensburg in gleicher Weise angesehen war, von Alexander IV. zum Bischof von Regensburg ernannt.

Als man im Dominikanerorden gerüchtweise davon hörte, war man entsetzt. Der Ordensmeister, der selige Humbert von Romans, schrieb an Albert: er kenne Albert so gut, daß er überzeugt sei, die Absicht des Heiligen Stuhles werde an seiner Ablehnung scheitern. Man wünsche im Orden nicht, daß Brüder ein Bischofsamt übernehmen sollten. Humbert von Romans erinnerte eindringlich daran, daß die Weltleute eine Annahme der Ernennung als Skandal empfinden würden. Diese Haltung entsprach dem Geist und den Gesetzen des Predigerordens, und Humbert fügte mit unmißverständlicher Deutlichkeit bei: „Laßt Euch nicht beeinflussen durch die Pläne und Bitten unserer Herren an der Kurie! Ebenso schnell wie ehrenvolle Aufträge kann man dort auch üble Nachreden und Verachtung bekommen. Beugt Euch nicht unter päpstliche Befehle!“ Der Ordensstifter Dominikus hatte mindestens zweimal ein Bistum zurückgewiesen, und Humbert von Romans selbst hatte die hohe Würde eines

Patriarchen von Jerusalem ausgeschlagen. Der Ordensmeister geht in seinem Brief an Albert so weit: „Lieber möchte ich von meinem vielgeliebten Sohn hören, daß man ihn auf die Totenbahre gelegt habe, als daß er auf einen Bischofsstuhl erhoben worden ist. Ich beschwöre Euch auf den Knien, daß ihr Eueren demütigen Stand nicht verlasst . . .“ Diese Worte enthalten gewiß starke Übertreibungen in üblichen Wendungen der Zeit. Aber noch etwas anderes steht dahinter. Albert äußert sich mehrfach recht hart über studienfeindliche Strömungen in seinem Orden. Einmal sagt er, daß es ungebildete Leute gebe, die mit allen Mitteln das Studium der Philosophie bekämpften, „so besonders bei den Predigerbrüdern, wo ihnen niemand Widerstand leistet, stupide Bestien, die lästern, was sie nicht kennen“. Aus diesen Worten, wie auch aus anderen Berichten, geht hervor, daß Albert wegen seiner außertheologischen Studien hart angegriffen worden ist. Hinter den beschwörenden Worten des Ordensmeisters steht wohl auch die Sorge, wieder einen der angesehensten Ordensbrüder, wahrscheinlich mit einigen Begleitern, zu verlieren.

Aber Albert hat die päpstliche Bestellung zum Bischof von Regensburg angenommen. Was hat ihn dazu veranlaßt? Doch wohl die harten Angriffe der „Ignoranten“ innerhalb und außerhalb des Ordens, die seiner Geistigkeit nicht zu folgen vermochten. Am Schluß seines Politik-Kommentars rechnet er mit seinen Widersachern mit schöner Offenheit ab: „Da sie in ihrer Faulheit solche Idioten sind, suchen sie, um nicht als Idioten zu gelten, denen, die wissenschaftlich über ihnen stehen, etwas anzuhängen. Solche Leute haben den Sokrates getötet, haben den Platon aus Athen in die Akademie gejagt, haben gegen Aristoteles gearbeitet und ihn zur Auswanderung gezwungen, wie er selbst sagt: In Athen wird es immer Verleumder geben. Ich will es den Athenern ersparen, daß sie ein zweites Mal an einem Philosophen sich versündigen.“ Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Albert, ein Mann und nicht ein frömmelnder Schwächling, das Bischofsamt angenommen hat, um gegen unsachliche Angriffe ungebildeter Eiferer gefeit zu sein. Vor allem die Tatsache, daß er sich mit solchem Ernst der Philosophie und den Naturwissenschaften, also „weltlichen“ Studien gewidmet hatte, war ihm von Mitbrüdern sehr übel ausgelegt worden. Dabei ging es Albert und Thomas von Aquin darum, die ganze Fülle der Schöpfung als Lobpreis der Allmacht und Güte Gottes darzutun, freilich auf dem Weg der Wissenschaft.

Bischof Albert begann schon im März 1260, auf der Anreise von Köln her in Würzburg, mit seinen Regierungsgeschäften im Bistum Regensburg. Am 9. April 1260 stellte er zum erstenmal in der Reichs- und Bischofsstadt Regensburg eine Urkunde aus. Die Bischofsweihe empfing er zwischen dem 10. Mai und dem 16. Juli 1260. Näheres ist nicht bekannt. Ende September desselben Jahres nahm er an einer Synode der bayerischen Kirchenprovinz Salzburg in Landau an der Isar teil. Anschließend unternahm er eine Reise nach Südtirol. Aber schon Mitte Oktober weilte er wieder in seiner Bischofsstadt, wo er im Reichskloster St. Emmeram die St.-Koloman-Kapelle weihte. In seine Regensburger Amtszeit, über die die Quellen nur spärlich fließen, fällt ein Aufenthalt in Wien, der nicht genauer anzusetzen ist. Am 22. Februar 1261 ist Albert zum letztenmal als Bischof in Regensburg sicher nachweisbar. Unter diesem Datum beauftragte er die Benediktineräbte von Metten und Oberaltaich, die Reformstatuten Papst Gregors IX. im Bistum Regensburg zur Durchführung zu bringen und zu diesem Zweck die Benediktinerklöster des Bistums viermal im Jahr zu visitieren. Bald darauf trat er offensichtlich die Romreise an, um die Leitung des Bistums Regensburg wieder in die Hand des Papstes zurückzugeben. Der förmliche Verzicht erfolgte wohl im Frühjahr 1262 in Rom, wobei Albert aber sich offensichtlich um die freie Wahl des Domkapitels in Regensburg erfolgreich bemühte. Am 11. Mai 1262 be-

stätigte Papst Urban IV. den zum Bischof von Regensburg gewählten bisherigen Domdekan Leo Tundorfer, einen Regensburger Patriziersohn, als Bischof von Regensburg. In dem Schreiben erklärt der Papst, er habe den Rücktritt Bischof Alberts angenommen und dem Regensburger Kathedralekapitel die Neuwahl eingeräumt. Bischof Leo Tundorfer hat das Bistum Regensburg bis 1277 klug und segensreich geleitet.

Angesichts der Kürze der bischöflichen Regierung Alberts und der großen Reisen, die in diese kurze Spanne fallen, drängt sich die Frage auf: Warum hat er das Bischofsamt angenommen? Albert hat seine wichtigste Lebensaufgabe doch wohl in der wissenschaftlichen Arbeit gesehen. Die unverlierbare Bischofsweihe gab dem gelehrten Mönch eine stärkere, praktisch unangreifbare Position gegenüber den kleinlichen Angriffen und, in dieser Zeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung, die dauernde Verfügungsgewalt über seine Einkünfte und damit die Möglichkeit zum privaten Ankauf der außerordentlich kostspieligen Bücher. Auch der Wandertrieb scheint in dem eigenwilligen Schwaben recht ausgeprägt gewesen zu sein. Die Residenzpflicht als Bischof hat ihm wohl wenig behagt. Den Ausschlag zum Verzicht gab dann wohl die päpstliche Ernennung zum Kreuzzugsprediger. Albert sah durch die Bischofsweihe sein wissenschaftliches Lebenswerk gesichert und übernahm nun, frei von allen Verpflichtungen eines Reichsbischofs, erneut Aufgaben, die ihm gelegener und vielleicht auch wichtiger erschienen.

Mit dem großen Prediger Berthold von Regensburg aus dem Minoritenorden zog er 1263/64 als Kreuzzugsprediger durch Deutschland und Böhmen. Dann kehrte er wieder zur Lehrtätigkeit in seinem Orden zurück: 1264 bis 1266 in Würzburg, 1268 in Straßburg und seit 1269 in Köln, wo er als Lehrer und Hilfsbischof segensreich wirkte. Abermals stellte er als Schiedsrichter zwischen Erzbischof und Stadt den Frieden wieder her, wie schon in den Schiedssprüchen von 1252 und 1258. Eine erneute Berufung an die Universität Paris (1269) lehnte Albert ab. Es steht zu vermuten, daß er sich dafür zu alt fühlte. Doch nahm er bis an sein Lebensende an den bewegenden Fragen seiner Zeit Anteil, mehrfach im Dienst der Friedensvermittlung. Auf dem Allgemeinen Konzil von Lyon (1274) trat er für die Anerkennung Rudolfs von Habsburg ein, den die Kurfürsten im Vorjahr – nach zwanzigjährigem Interregnum – zum deutschen König gewählt hatten. Thomas von Aquin war auf der Anreise zum Konzil überraschend in der Abtei Fossanova gestorben. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Männern hatte seit den vierziger Jahren nie mehr aufgehört. Gewiß zeigen sich bedeutende Lehrunterschiede zwischen Lehrer und Schüler, in den Ergebnissen ihrer Arbeit und ihrer geistigen Grundhaltung; denn Alberts Anliegen, die in der Erfahrung begründete aristotelische Wissenschaft mit einem platonisierenden Spiritualismus zusammenzubringen, wurzelte bei ihm in einem Temperament, einem philosophischen und theologischen Gespür, die von der Art des Aquinaten recht verschieden sind. Fest steht, daß Thomas von Albert entscheidende Impulse in seiner wissenschaftlichen Arbeit empfangen hat. Gerade das Eingreifen Alberts in das Studienleben bei den ersten Predigerbrüdern hatte ein Statut der philosophischen Arbeit und einen wissenschaftlichen Geist grundgelegt, der für die Zukunft des Ordens und die sich vollziehende geistige Entwicklung der abendländischen Universität wegweisend blieb, auch wenn die Autorität Alberts in der Folgezeit durch den Stern seines Schülers Thomas überstrahlt wurde, auch wenn Albert aus diesem Grunde keine Schule gebildet hat.

Das literarische Werk Alberts ist gewaltig. Die kritische Forschung hat manches, was unter seinem Namen lief, als unecht oder zweifelhaft ausgeschieden, aber immer

noch ist die Authentizität mancher Schriften und noch mehr die Abfassungszeit ein schwieriges Problem. „Der Frage der Chronologie kommt hier eine außerordentliche Bedeutung zu; denn wir haben es mit einer wissenschaftlichen Laufbahn zu tun, die ein halbes Jahrhundert besonders bewegter Geistesgeschichte umfaßt, deren Entwicklung die Schriften Alberts wesentlich mitgeprägt haben“ (F. Van Steenberghe). Beim gegenwärtigen Stand der Forschung unterscheidet Ferdinand Van Steenberghe, Professor an der Universität Löwen und einer der besten Kenner der geistigen Entwicklung des 13. Jahrhunderts, vier Abschnitte im literarischen Schaffen Alberts des Großen: Die erste theologische Periode (1228–1248) umfaßt seine erste Lehrtätigkeit in Deutschland und den Pariser Aufenthalt. Die zweite Periode (1248–1254) deckt sich mit der zweiten Lehrtätigkeit in Köln. Sie ist ausgefüllt mit den Kommentaren zum gesamten Werk des Dionysius Areopagita; doch hat Albert in dieser Zeit auch zum erstenmal die Nikomachische Ethik erklärt. Die dritte Periode, die philosophische oder aristotelische, (1254–1270) ist der Abfassung der großen Paraphrasen des Aristoteles gewidmet. Im vierten und letzten Abschnitt, seit 1270, sind nach Umfang und Qualität der literarischen Arbeit Anzeichen des Müdewerdens, die Spuren des hohen Alters unverkennbar. Das riesige Lebenswerk, das ja keineswegs nur die wissenschaftliche Tätigkeit umfaßte, hat die Kraft sichtlich verbraucht.

Um so schwerer wiegt die erstaunliche Fülle nach Umfang und Wissensgebieten: 38 Bände der Pariser Ausgabe von 1890 bis 1899; die kritische Neuauflage ist auf 40 Bände berechnet. Alberts Werk umfaßt in der Philosophie Paraphrasen zu allen damals bekannten aristotelischen und pseudo-aristotelischen Büchern mit eigenen Beobachtungen, historischen und kritischen Ergänzungen; in der Naturkunde alle in seiner Zeit bekannten Wissensgebiete mit dem Ansatz des echten, beobachtenden und experimentierenden Forschers; in der Theologie Erklärungen zu fast allen Büchern der Heiligen Schrift, besonders zu den Evangelien, unter denen wieder der Lukas-Kommentar hervorragend; hinzu kommen Kommentare zu allen Werken des damals als vermeintlichen Paulusschülers höchst angesehenen Pseudo-Dionysius, der große Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus und verschiedene theologische Summen. Allein das gewaltige schriftstellerische Werk beweist eine schier übermenschliche Arbeitskraft. An Umfang des Wissens hat Albert seinen Schüler Thomas ohne Zweifel überragt, wenn er auch an systembildender Kraft hinter ihm zurückstand. Mit vollem Recht hat man ihn „den Großen“ genannt.

In aller Gelehrsamkeit blieb Albert ein schlichter, tieffrommer Mensch. Über seinen Schriften liegt ein Hauch kindlicher Frömmigkeit und Innigkeit, besonders wenn er von der Gottesmutter Maria und der Eucharistie handelt. Daß er kein weltfremder Gelehrter war, beweisen sein scharfes Beobachten und kritisches Urteilen in den Ereignissen der Zeit und in den Bereichen der Wissenschaft, der Erfolg seiner mehrfach bezeugten Friedensvermittlungen und die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Bistum Regensburg. Albert der Große starb hochbetagt und hochverehrt 1280 zu Köln, im Dominikanerkloster zum Heiligen Kreuz.

Die Welt des körperlich kleinen, nun achtzigjährigen Mannes war in den letzten mühsamen Jahren nur noch die Zelle gewesen, der Chor und der Klostergarten. „Während schon die Sage mit halbem Schauer sich erzählte, der Meister sei heimlich im Bunde mit überirdischen Gewalten, ergab sich der gebückte Greis ganz der Welt des Jenseits. Als Siegfried, der Erzbischof, der ihn besuchen wollte, an seiner Zelle klopfend fragte: ‚Albertus, bist du da?‘ kam die Antwort aus dem Innern: ‚Albertus non est hic.‘ Siegfried weinte und sprach zu sich: ‚Wahrhaftig, er ist nicht hier.‘ Am 15. November 1280 versammelten sich unter den Schlägen der Klostersglocke die

Brüder um den Lehnstuhl, in dem die dürftige Gestalt, Albert der Große, ihr Haupt als letzte Last auf die Schulter senkte“ (Joseph Bernhart). Drei Tage später wurde der Leichnam in einem Holzsarg vor den Stufen des Hauptaltars der Predigerkirche begrabt. 1483 hat man die Gebeine erhoben und ein Hochgrab errichtet. Der Dominikanerorden, Bürger Lauingens und vor allem Regensburger Bischöfe bemühten sich in den folgenden Jahrhunderten um die kirchliche Kanonisation. 1622 wurde Albert durch Papst Gregor XV. als Seliger anerkannt, 1931 durch Pius XI. heiliggesprochen und zum Kirchenlehrer proklamiert. Die päpstliche Bulle rühmt ihn als groß vor den Menschen und groß vor Gott: Er ist den Weg der Nachfolge Christi ruhmreich gegangen.

In einem seiner naturwissenschaftlichen Werke schreibt Albert den kühnen, ganz in die neuzeitliche Wissenschaft weisenden Satz: „Experimentum solum certificat – Das Experiment, die Erfahrung allein gibt Gewißheit“. In seinem langen, treuen Leben hat er das Experiment des Glaubens und des Wissens gewagt und seine Tragfähigkeit erfahren. Der alte Glaube in einer neuen, gewandelten Zeit, Glauben und Wissen, dieses spannungsgeladene Thema des 13. Jahrhunderts wurde das erregendste Thema der abendländischen Geistesgeschichte in der Neuzeit und ist es bis in unsere Gegenwart hinein geblieben. Die Aufgabe ist jeder Generation, jedem gläubigen Menschen gestellt. Vielleicht ist Albertus Magnus, der Mönch und Bischof des 13. Jahrhunderts, in der Lösung dieser Aufgabe am größten geworden, hierin ein redliches, überzeugendes Vorbild auch für unsere Zeit.

WERKE:

Die ältere Gesamtausgabe in 21 Bänden, von P. Jammy (Lyon 1651), und ihr verschlechterter Abdruck in 38 Bänden, von A. Borgnet (Paris 1890–1899), sind unvollständig, unkritisch, enthalten unechte Schriften. – Kritische Ausgabe (auf 40 Bände berechnet) durch das Albertus-Magnus-Institut in Köln: Albertus Magnus, Opera omnia, Münster 1951 ff. – Albertus Magnus. Ausgewählte Texte. Lateinisch-Deutsch. Herausgegeben und Übersetzt von A. Fries. Mit einer Kurzbiographie von W. P. Eckert, Darmstadt 1981.

LITERATUR:

J. Bernhart, Albertus Magnus, in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, Bd. 1, München 1952, 57–88. – B. Geyer, Albertus Magnus, in: Die großen Deutschen, Bd. 1, Berlin 1956, 201–216. – F. Van Steenberghe, Die Philosophie im 13. Jahrhundert, München-Paderborn-Wien 1977. – P. Simon, Albert der Große, in: Theologische Realenzyklopädie II, Berlin-New York 1978, 177–184. – Albert von Lauingen 700 Jahre †. Albertus Magnus. Festschrift 1980, hg. vom Historischen Verein Dillingen a. d. Donau, Lauingen 1980 (hier S. 60–84 biographisches Schrifttum zu Albertus seit 1930, v. A. Layer). – G. Meyer u. A. Zimmermann (Hg.), Albertus Magnus Doctor universalis, Mainz 1980. – H. Ch. Scheeben, Albertus Magnus, Köln³ 1980. – G. Schwaiger u. P. Mai (Hg.), Albertus Magnus. Bischof von Regensburg und Kirchenlehrer. Gedenkschrift zum 700. Todestag, Regensburg 1980 (Separatdruck aus: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 14, Regensburg 1980). Darin S. 7–21: G. Schwaiger, Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters (der obige Text bringt die leicht überarbeitete Fassung dieses Textes, der Quellen und Literatur, dazu genaue Belege enthält). – J. A. Weisheipl (Hg.), Albertus Magnus and the sciences. Commemorative essays 1980 (Studies and Texts, 49), Toronto/Canada 1980. – Ders., Thomas d'Aquino and Albert his teacher (The Etienne Gilson series, 2), Toronto 1980. – G. Schwaiger, Albertus Magnus, in: M. Greschat (Hg.), Mittelalter I (Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 3), Stuttgart 1983, 317–331. – K. Hausberger, Geschichte des Bistums Regensburg, I, Regensburg 1989, 127–130.